

**Einige Betrachtungen**  
über das  
**Studium und die Ausübung der Medicin.**

**R e d e**

**beim Antritte des Rectorates**

der

**Ludwig-Maximilians-Universität**

g e h a l t e n

**am 28. November 1874**

von

**Dr. W. F. Karl von Hecker.**

**München, 1874.**

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

2. In der Geschichte

haben wir die Geschichte der

1848

1848

1848

1848

1848

1848

1848

## Hochanschuliche Versammlung!

Die Feier, welche uns heute zur officiellen Eröffnung des begonnenen Studienjahres vereint, theilt dem neuerwählten Rector die ebenso ehrenvolle als schwierige Aufgabe zu, die Studirenden aller Facultäten in weisevoller Ansprache für die großen Ziele, die vor ihnen liegen, zu erwärmen und zu begeistern. Wenn hierzu im Allgemeinen wünschenswerth erscheint, daß der Redner aus dem beschränkten Gesichtskreise seiner speciellen Fachthätigkeit heraustritt, um seine Rede mit der ganzen akademischen Jugend verständlichen Idealen zu erfüllen, so möchte ein Abweichen von dieser Regel aus verschiedenen Gründen auf die Rücksicht der hochansehnlichen Versammlung rechnen können. Allerdings, indem ich einige Betrachtungen über das Studium und die Ausübung der Medicin anzustellen die Absicht habe, bin ich mir der Bedenken wohl bewußt, die gegen ein solches Thema erhoben werden können, aber auf der einen Seite haben eine Reihe ungewöhnlich glänzender Vorredner den Boden unter den Füßen so heiß gemacht, daß es geradezu vermessen wäre, in ähnlicher Richtung nach Vorbeeren ringen zu wollen, vielmehr geboten erscheint, in bescheidener Anlehnung an dem Redenden geläufige Verhältnisse die Möglichkeit des Erfolges zu suchen, auf der andern dürfte die Anschauung vollkommen berechtigt sein, daß sich in Beziehung auf den gewählten Gegenstand eine Reihe von Gedanken und Gesichtspunkten entwickeln

lassen, die auch bei den Jüngern der anderen Facultäten ein aufmerksames Ohr finden können, weil sie von allgemein menschlicher Bedeutung sind.

Es ist eine gewiß bemerkenswerthe Thatsache, daß, während das Studium anderer Disciplinen, wie namentlich der Jurisprudenz in den letzten Jahren in erheblichem Grade abgenommen, ein breiter Strom Lernbegieriger sich in die Hörsäle der Medicin ergossen hat, so daß es dem Lehrer oft bange wurde, wie er so gesteigerten Ansprüchen genügen sollte, besonders bei dem Studium praktischer Gegenstände, an welchem sich jeder Einzelne werththätig betheiligen, und zu diesem Zwecke mit dem Dozenten in Wechselbeziehung treten soll.

Sehen wir uns nach einer Erklärung dieser veränderten Stromesrichtung um, so ergibt sich schon jetzt als wahrscheinlich, daß es sich hier um vorübergehende Oscillationen handelt, die nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage beurtheilt werden müssen, und daß über kurz oder lang auch bei uns der Fluth wieder eine Ebbe folgen wird. Freilich begründet sich die Ansicht immer mehr, daß der Staat auf die Dauer nicht genügend im Stande ist, den sich fortwährend höher entwickelnden Bedürfnissen der Gegenwart in Bezug auf die Honorirung seiner Beamten gerecht zu werden, daß sich also die Ergreifung eines Lebensberufes immer weniger empfiehlt, bei dem die Anforderungen an die Arbeitskraft in immer grellerem Widerspruch treten mit der Möglichkeit der Begründung einer befriedigenden Existenz, aber hierdurch erhalten wir nur im Allgemeinen darüber Aufschluß, warum die Hörsäle, in denen auf die sogenannte Staatscarriere vorbereitet wird, sich so empfindlich geleert haben, und warum so viele Kräfte den technischen Anstalten sich zuwenden, deren Absolvirung noch für lange die Gewähr bieten wird, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer materiell befriedigenden und dazu unabhängigen Lebensstellung zu gelangen. Die Ursachen für den speziellen Andrang zur Medicin sind nicht so ganz leicht zu ergründen; wie es scheint, wird hiedurch einem gegen früher gesteigerten Bedürfniß nach Ärzten Genüge gethan, das wieder in Zusammenhang steht mit der in immer weitere Volksschichten dringenden Erkenntniß über den Werth des Lebens und über die Bedeutung ärztlichen Wirkens. Nachdem durch die Freigabe der Praxis

in Bayern an die Stelle einer veralteten und dem Publikum höchst nachtheiligen Staatsbevormundung die freie Concurrrenz getreten war, sah man die besseren Kräfte in beträchtlicher Anzahl den größeren Bevölkerungscomplexen zuströmen, während das platte Land die Reform eher auf eine nachtheilige Weise empfand, da Gegenden, die früher immer der Wohlthat eines Arztes sich erfreut hatten, nun denselben oft genug verloren. Allmählig aber bemächtigt sich die Idee immer größerer Kreise, daß in dem beständig schwieriger werdenden Kampfe ums Dasein die Gesundheit die werthvollste Waffe ist, die es giebt, und daß die Abhaltung der derselben drohenden Gefahren durch kundige Hand einen Gegenstand von ganz augenfälliger Bedeutung bildet; deßhalb suchen immer mehr Gemeinden in weniger begüterten, für die Niederlassung Nichts Verlockendes darbietenden Gegenden durch Errichtung von Wohnhäusern und Gewährung von Sustentationen einem Arzte den Aufenthalt möglichst annehmbar zu machen, und ist auf diese Weise noch lange dafür gesorgt, daß die abgehenden Jünger Aesculaps eine schnelle und meistens bald lohnende Verwendung finden.

Wenn wir also aus diesen Gründen das vermehrte Studium der Medicin als Etwas Natürliches und Erfreuliches betrachten und ruhig die Zeit erwarten können, wo der Eintritt eines Gleichgewichtszustandes zwischen Angebot und Nachfrage die Studirenden wieder anderen Fächern in stärkerem Maaße zuführen wird, so wollen wir nun das Studium selbst einer kurzen Betrachtung unterziehen. Man kann von keiner Seite eine Widerlegung zu gewärtigen haben, wenn man behauptet, daß die medicinische Disciplin entsprechend den Naturwissenschaften im Allgemeinen in den letzten 30—40 Jahren einen Aufschwung genommen hat, wie er in keiner Epoche ihrer Entwicklung jemals in die Erscheinung getreten ist. Die allseitige Verbesserung der Untersuchungsmethoden, die Anwendung ganz neuer Forschungsmittel, die großartige Unterstützung, die der Medicin durch die Hülfswissenschaften zu Theil geworden ist, haben mit der Zeit eine so ungeheure Masse von Thatfachen und Detailbeobachtungen zu Tage gefördert, daß der Einzelne nicht entfernt mehr im Stande ist, dieselben zu beherrschen, sondern nur so Etwas Bedeutendes schaffen kann, wenn er nach gewonnenem Ueberblick über das

Ganze sich einem der vielen Zweige widmet, in welche sich die Wissenschaft nach und nach gespalten hat, wenn er sich also bescheidet, und in gutem Sinne des Wortes Specialist wird. Man kann sich gar nicht vorstellen, welchen Eindruck Jemand erhielte, der vor der bezeichneten Entwicklungsperiode seine Studien vollendet, und nun wie Epimenides nach langem Schlafe mit gefunden Sinnen in die heutige Wissenschaft einträte: er würde inmitten einer ihm fremden Welt sich befinden, überall von Räthseln sich umgeben fühlen, zu deren Auflösung ihm Niemand den Schlüssel darbieten könnte. Selbst derjenige, welcher sich mitten in der gewaltigen Strömung befindet, bedarf fortwährender Kraftanstrengung, um nicht seitwärts an das sandige Ufer geworfen zu werden, er muß geradezu täglich Neues in sich aufnehmen, um sich auf der Höhe des Fortschrittes zu erhalten, geschweige denn, wenn er selbst an diesem activen Antheil nehmen will. Es ist nur zu gewiß, daß dieses rastlose und aufreibende Graben nach neuen Schätzen wieder einer ruhigeren Arbeit Platz machen wird, aber vor der Hand würde ein Riesengeist dazu gehören, in dem Chaos des Einzelnen das Allgemeine zu finden, die Thatfachen einem Systeme unterzuordnen, eine dem Geiste eine gewisse Ruhe und Befriedigung gewährende Philosophie der Medicin zu construiren; so geistreich die bisherigen Versuche waren, der Theorie gerecht zu werden, so würde doch die Behauptung, daß durch sie dem Bedürfnisse nach Abstraction abgeholfen worden sei, als sehr gewagt erscheinen; sie bieten verfrühte Systeme, die in Folge neuer weittragender Entdeckungen schon hinfällig geworden sind, oder den Keim des Umsturzes in sich tragen.

Auf dieses fortwährend in Bewegung befindliche Meer von Thatfachen soll sich nun der Jünger der Medicin begeben. Das ist wirklich eine staunenswerthe Aufgabe, und, so wenig bezweifelt werden kann, daß das Studium des gefunden und kranken Menschen ein begeisterndes Interesse einflößt, so würde doch Mancher davor zurückschrecken, wenn er im Anfang eine Ahnung davon hätte, welchen Stoff er bewältigen soll, er würde glauben, daß der Ernst der Arbeit von vorne herein jeden fröhlichen Genuß studentischen Lebens verkümmern müsse. Wenn dies auch eine entschieden zu trübe Vorstellung wäre, so dürfen doch die Schwierigkeiten, die das Studium der Medicin

darbietet, durchaus nicht unterschätzt werden; man braucht nur daran zu erinnern, wie oft sie schon den Gegenstand eingehender Berathung unter denen gebildet haben, die berufen sind der Jugend als Lehrer und Führer die Pfade zu ebnen. Allerdings wissen Alle, deren Studienzeit weit zurückliegt, welchen Aufschwung die Methode des Unterrichts gegen früher genommen hat, und welche Vortheile hierdurch geboten werden; der Lernende wird sich dieses Fortschrittes natürlich nicht bewußt, denn er kennt die früheren Zustände nicht, aber er würde geradezu in Staunen gerathen, wenn er plötzlich wieder mit den ärmlichen Hilfsmitteln der vergangenen Zeit unterrichtet werden sollte. Die einzelnen Staaten und Universitäten wetteifern förmlich mit einander, für das Studium der Hilfswissenschaften, der Anatomie, Physiologie, Pathologie und der klinischen Fächer stolze Prachtbaue zu errichten, deren Kostspieligkeit schon oft bei den anderen bescheideneren Facultäten die nicht unberechtigte Frage veranlaßt hat, ob denn wirklich eine so ungewöhnliche Anspannung der finanziellen Kräfte im Einklang stehe mit dem Nutzen, der durch diese Institute der Wissenschaft gewährt wird. Diese Frage erledigt sich freilich sehr bald, wenn man mit dem Gefühl äußerster Befriedigung in den Hallen derselben umherwandelt, und sich überzeugt, wie Alles darauf berechnet ist, den Studirenden mit der größten Ersparniß an Zeit und auf die zweckmäßigste Weise seinem Ziele näher zu führen; namentlich durch ausgedehnteste Benützung der Anschauung, durch die Möglichkeit, alle Lehrsätze durch Controle mittelst Beobachtung und Experiment sich schnell zu eigen zu machen, wird hier Großartiges geleistet und man verläßt einen solchen Palast unter dem vorherrschenden Eindrücke, daß, wer in einem solchen Nichts lernt, überhaupt nicht befähigt ist zum Studium, und lieber dasselbe wieder aufgeben sollte.

Allein diese glänzenden Hilfsmittel beheben die oben angedeuteten Schwierigkeiten doch nur zum Theil, sie helfen, um nur Eines anzuführen, über die vielfach besprochene Frage nicht hinweg, wieviel von den sogenannten Hilfswissenschaften in das Studium einbezogen werden soll. In der That wird gerade in den ersten Jahren durch diese eine solche Masse Kernstoffes über die medicinische Jugend ergossen, daß deren, wenn auch nur ganz oberflächliche Bewältigung eine fast unlösbare Aufgabe darstellt. Bei

uns fällt dabei der Umstand der räumlichen Entfernung der Universität von den medicinischen Instituten noch bedeutend in die Waagschale; ihre Abgelegenheit bildet ja überhaupt ein so einschneidendes Uebel, daß die Klagen darüber vor kurzer Zeit in aller Form ihren öffentlichen Ausdruck gefunden haben; sie werden sich naturgemäß so lange wiederholen, bis für dasselbe auf irgend eine Weise Abhülfe geschaffen worden ist, denn unter unseren Augen entwickeln sich von Tag zu Tag die verderblichen Folgen dieser Abgeschiedenheit in grellerem Maßstabe; die medicinische Facultät löst sich mit der Entstehung eines jeden neuen Institutes, das ihren Gebäudecomplex vervollständigt, immer mehr von den Gesamtinteressen der alma mater ab, sie bildet sich allmählig zu einer Fachschule um, und es hilft dagegen nicht, daß wir gewiß Alle diese Thatsache auf das Tiefste beklagen, daß wiederholt und mit Aufwand aller Beredsamkeit für die Zusammengehörigkeit sämmtlicher Facultäten als für eine deutsche und gegenüber fremdländischen Einrichtungen nicht hoch genug zu schätzende Eigenthümlichkeit, geschrieben und gesprochen worden ist. Hier giebt es nur eine Lösung: die Verlegung der Universität in die Centren des Verkehrs, so daß sowohl die Mediciner sie ohne besonderen Zeitverlust erreichen, und an philosophischen Vorlesungen Theil nehmen können, wie, daß auch für die Studirenden anderer Facultäten die Möglichkeit gegeben wird, die Hörsäle der Hülfswissenschaften, der Physiologie u. s. w. aufzusuchen; je eher in dieser Beziehung ein Entschluß gefaßt wird, desto freudiger werden wir ihn begrüßen, denn wie lange wird es dauern, daß durch Errichtung eines Institutes für Hygiene und einer psychiatrischen Klinik der Ring von medicinischen Gebäuden immer mehr geschlossen wird, und in Folge dessen die Unmöglichkeit immer deutlicher in die Augen springt, daß die medicinische Facultät sich der Universität räumlich annähere. So sehr es uns zur Gesamtheit zieht, so schmerzlich wir unsere Isolirung empfinden, wir können Nichts thun, als sehnsüchtig erwarten, daß die alma mater sich in Bewegung setze und zu uns komme.

Wenn wir nun über die Mittel nachdenken, durch welche der Unterricht des Mediciners in den Hülfswissenschaften erleichtert werden könnte, so müssen wir zugestehen, daß hier eine sehr schwierig zu beantwortende Frage, ein Pro-

blem vorliegt, dessen Lösung bis jetzt nicht gelungen ist. Daß die letztere nicht darin gefunden werden kann, daß man die eingehenderen Studien in jenen ganz aufgibt und dafür in einer Vorlesung über allgemeine Naturkunde Ersatz sucht, darüber herrscht wohl keine Differenz der Meinungen, denn wer wird bestreiten, daß für den angehenden Arzt eine sorgfältige Beschäftigung mit unorganischer wie organischer Chemie, ebenso wie mit Physik ganz unerlässlich ist; es könnte also nur davon die Rede sein, daß Zoologie, Botanik und Mineralogie in dieser Weise zusammengefaßt würden, aber auch ein solcher Plan würde von unserer Seite nicht empfohlen werden können. Die Zoologie gewinnt in Verbindung mit der vergleichenden Anatomie täglich mehr an Bedeutung; es ist nur eine Frage der Zeit, daß auch für sie größere Räume mit Arbeitsplätzen geschaffen werden müssen, wie man es jetzt schon ganz natürlich findet, daß die Gelegenheit zu systematischen Untersuchungen in diesem Fache in Neapel gesucht und gefunden wird; soll der Mediciner an dieser Quelle für ihn sehr erspriesslicher, ja nothwendiger Erkenntniß theilnamlos vorüberziehen, und auf die schmale Kost der Auffassung derjenigen Thiere gesetzt werden, die etwa in seinem Fache eine Anwendung finden? In Bezug auf Pflanzenkunde begegnen wir demselben Verhältnisse; allerdings könnte es scheinbar genügen, wenn in der Arzneimittellehre dem Studirenden diejenigen Pflanzen vorgezeigt und demonstriert würden, welche als Heilpotenzen eine Bedeutung haben, oder durch ihre giftigen Eigenschaften sich auszeichnen, aber wie armselig und unbefriedigend wäre ein solcher Unterricht, wenn er nicht auf den Untergrund einer genauen Morphologie und Physiologie der Pflanzen, welche letztere in so inniger Wechselbeziehung zu der der Thiere und des Menschen steht, ertheilt werden könnte. Die einzige Beschränkung, die vielleicht gerechtfertigt wäre, bestünde in dem Aufgeben des Unterrichtes in der Mineralogie, denn die Nothwendigkeit eines solchen ist allerdings nicht zu demonstrieren, aber die Sache gewinnt sofort ein anderes Gesicht, wenn wir der Bedeutung gedenken, welche ein Zweig derselben, die Paläontologie gewonnen hat; diese ist schon jetzt eifrig bemüht, in ihrem Zusammenhange mit der Anthropologie und Urgeschichte, die fundamentalsten Fragen der Menschheit in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen; bei den glänzenden Aussichten für ihre Zukunft

wäre es geradezu thöricht, dem Mediciner diese Dinge als für ihn überflüssig darzustellen zu wollen.

Wie man die Sache auch ansieht, man wird hier nicht viel ändern können. Es ist aber hier der Ort, auf eine Idee zurückzukommen, die schon ziemlich alten Datums, an verschiedenen Orten, wenn auch nicht gerade für den vorliegenden Zweck, zur Ausführung gelangt ist, hier aber einen beachtenswerthen Ausweg zu schaffen geeignet wäre; ich meine die Verlegung eines großen Theils des naturwissenschaftlichen Unterrichtes in das Gymnasium. Ueber die Tragweite eines solchen Unternehmens sind wir hier durch einen hochverehrten Herrn Collegen vor einigen Jahren in so meisterhafter Rede belehrt worden, daß mir nur übrig bleibt, auf einige dort weniger berührte Punkte die Aufmerksamkeit der hochansehnlichen Versammlung zu lenken. Meine innige Ueberzeugung geht dahin, daß der Versuch, den Mediciner auf einem sogenannten Realgymnasium auf seine Studien vorzubereiten, und ihn dadurch vorgehend von späterer übermäßiger Arbeit zu entlasten, nur unter gewissen, sehr selten zutreffenden Voraussetzungen gelingen kann, nämlich dann, wenn an einen solchen sowohl für die humanistischen Fächer wie für die Realien ausgezeichnete Kräfte zusammenwirken; er gewinnt alsdann, ohne in der klassischen Bildung zurückgeblieben zu sein, durch die frühe, namentlich auch praktische Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, besonders mit Physik und Chemie einem bedeutenden Vorsprung vor demjenigen, der später an diese Disciplinen als Neuling herantritt, aber im gewöhnlichen Laufe der Dinge werden die guten Lehrer, wenn sie überhaupt vorhanden waren, bald von einem solchen Gymnasium verschwinden, da sie unter den heutigen Verhältnissen leicht in anderen Stellungen eine lohnendere Verwendung finden, es muß mit der Mittelmäßigkeit unterrichtet werden, die niemals im Stande sein kann, der schwierigen Aufgabe eines Realgymnasiums gerecht zu werden, und man wird, wie ich das aus Erfahrung weiß, da ich auf einem solchen meine Bildung empfangen, und dem Prozesse seiner allmählichen Verschlechterung beigewohnt habe, dem traurigen Resultate gegenüberstehen, daß weder in den alten Sprachen noch in den Realien etwas Ersprießliches geleistet wird. Einer solchen Halbheit gegenüber müßte ich dem humanistischen Gymnasium unbedingt den Vorzug einräumen, denn eine

Jahrhunderte lange Erfahrung hat bewiesen, daß für die Schulung des menschlichen Geistes, für die Uebung seines Denkvermögens kein Bildungsstoff geeigneter ist, als der in den todtten Sprachen und der Mathematik gelegene, und noch für geraume Zeit wird kein anderer gefunden werden, der für die Erziehung in gleichem Maße zu verwerthen wäre; auf dem Fundamente einer tüchtigen humanistischen Bildung wird der junge Mediciner die Schwierigkeiten seines Studiums weit eher überwinden, als wenn er nach den verschiedensten Richtungen mit ungenügenden oberflächlichen Kenntnissen ausgerüstet seine Laufbahn betritt.

Für unsere Verhältnisse kommt dabei, wie mir scheint, noch ein Weiteres in Betracht; es ist auffallend, wie verhältnißmäßig Wenige sich hier der Medicin zuwenden, die aus den wohlhabenderen, gebildeteren Kreisen der Bevölkerung hervorgegangen sind, vielmehr haben die Meisten, dürftigen Verhältnissen entsprungen, niemals das Bildungsmaterial in sich aufgenommen, das, durch die Familientradition gehegt, in die Seele der Jugend träufelt und durch keinen Unterricht ersetzt werden kann; wollen wir an diesen das mindestens zweifelhafte Experiment machen, daß wir ihnen den Bildungsstoff, den das humanistische Gymnasium bisher geliefert hat, verkürzen, und statt dessen sie vorzeitig in die ein geschultes Denkvermögen voraussetzenden Naturwissenschaften einführen? Das wäre gewiß nicht zweckmäßig, vielmehr wird gerade für sie noch lange der Schwerpunkt der Vorbildung in den alten Sprachen zu ruhen haben, unter der Voraussetzung freilich, daß an dem Unterrichte in denselben Vieles noch gebessert werden muß, denn, wenn ich aus meiner Erfahrung sprechen darf, so stoße ich immer wieder auf die Thatsache, daß die Kenntnisse vieler unserer jungen Mediciner im Griechischen und Lateinischen in hohem Grade lückenhaft erscheinen, ja man sieht sich deshalb mitunter veranlaßt, die Frage aufzuwerfen, womit eigentlich auf manchen Gymnasien die Zeit ausgefüllt wird, denn die Ungeschicklichkeit, Fremdwörter, die der Vortrag mit sich bringt, richtig aufzufassen und zu schreiben, ist bei Einzelnen ganz auffallend und bedingt die Unbequemlichkeit, daß jedes derselben genau analysirt werden muß, damit der Lehrer nicht später auf eine Schreibweise derselben stößt, die nur in hohem Grade be-

dauernswerth genannt werden kann. Diese Erfahrungen werden von allen Collegen getheilt und deuten auf Mängel des Unterrichtes hin, die zu berühren ich hier nicht unterlassen wollte.

Wenn auf diese Weise die Naturwissenschaften immer einen integrierenden Theil des Studiums der Medicin bilden werden, so nehmen auch die eigentlichen Fachaufgaben immer größere Dimensionen an, immer mehr Zweige der Medicin sondern sich als Specialitäten ab und beanspruchen einen eigenen theoretischen und praktischen Unterricht, überhaupt, je weiter der Studirende vorwärts kommt, desto mehr überzeugt er sich, daß er es nicht bloß mit einer Wissenschaft, sondern mit einer Kunst zu thun hat, deren Geheimnisse sich nur dem erschließen, der an der Hand treuer, selbstthätiger, unermüdlicher Naturbeobachtung sich die vielfältigen Fertigkeiten zu eigen macht, die ihn zum praktischen Handeln befähigen, und der dabei beständig vor Augen behält, daß Wissen und Können stets Hand in Hand gehen müssen, daß nicht der der Meister und des späteren Erfolges gewiß ist, der möglichst viel Wissen in sich aufgestapelt hat, sondern der daselbe auch in brauchbare Münze umzusetzen im Stande ist, eine Eigenschaft, die vielfältig in das Gebiet des Characters gehört und durch ihn beherrscht wird. — Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß, um diesen vielfachen Anforderungen zu genügen, der Studirende vor allen Dingen über eine genügende Zeit disponiren muß; wir können daher nur mit Bedauern auf das Geschenk des Nordens blicken, wodurch die frühere 5-, sogar 6 jährige Studienzeit in Bayern auf 4 Jahre herabgesetzt worden ist, denn es ist ganz unmöglich, daß in dieser kurz zugemessenen Frist die nothwendigsten Kenntnisse erworben werden können, geschweige denn, daß eine genügende praktische Vorbereitung für das Fach zu erzielen ist. Man hat darauf hingewiesen, daß durch die Ableistung der einjährigen Militärpflicht, die auf das 4jährige Studium folgt, ein gewisser Ersatz geschaffen ist, indem dort vielfach Gelegenheit und Zeit geboten werde, die Studien fortzusetzen, aber derselbe ist einmal mangelhaft, weil die militärärztliche Beschäftigung der Verfolgung anderer wissenschaftlicher Zwecke in der Regel nicht günstig ist und dann dadurch geradezu illusorisch geworden, daß jetzt auch der Mediciner, wenn auch nur auf 6 Monate die Waffe in

die Hand nehmen muß, und dadurch seinem Berufe ganz entzogen wird. Auch ist angeführt worden, daß ja Niemand gezwungen würde, nach Umfluß von 4 Jahren den Prüfungen sich zu unterziehen, und daß diejenigen, welche das Bedürfniß fühlten, eine längere Zeit auf ihr Studium zu verwenden, dies ungehindert thun könnten; daß diese Möglichkeit vorliegt, wer will das bestreiten, aber es hieße die menschliche Natur durchaus verkennen, wenn man darauf rechnen wollte, daß die Möglichkeit oft zur Wirklichkeit werde; schon der Ehrgeiz treibt den Einzelnen an, mit den Altersgenossen zu gleicher Zeit an das Ziel zu gelangen, und für die vielen Unbemittelten ist die Gelegenheit, schnell zur Selbstständigkeit zu gelangen, zu verlockend, als daß sie dieselbe ungenutzt vorübergehen lassen sollten. Nach dieser Sachlage ist es gewiß sehr zweckmäßig, gerade an dieser Stelle den dringenden Wunsch auszusprechen, daß auf dem Wege der Reform eine Verlängerung der Studienzeit für den Mediciner wieder auf 5 Jahre angestrebt werde; zu diesem Vorschlage wird sich über kurz oder lang wohl Gelegenheit bieten, da manche gewichtige Stimmen laut geworden sind, welche die norddeutsche Prüfungsordnung, wie sie uns überkommen ist, nicht als das Ideal derartiger Vorschriften betrachtet wissen wollen, sondern mit vollem Grund behaupten, daß sie aus einer Reihe in verschiedenen Zeitepochen entstandener, nicht mit einander verarbeiteter Verordnungen besteht, daher des inneren Zusammenhanges entbehrt und einer reformatorischen Codification auf die Dauer nicht entzathen kann.

Begleiten wir nunmehr einen angehenden Arzt in die Praxis, so werden die Vorstellungen, die er sich von seiner Thätigkeit gemacht, die Ideale, die er im Herzen getragen hat, selten verwirklicht, man hört sogar sehr oft die Klage, daß es keinen größeren Kontrast geben könne, als der Uebertritt vom Studium, durch das man sorglos in die tiefsten Geheimnisse der Natur eingeweiht wurde, zur nüchternen Wirklichkeit, welche täglich die schwierige Aufgabe stellt, die Gebrechen der Menschheit, die man kennen gelernt hat, auch zu heilen, und dem Kunstjünger ein lautes: „hic Rhodus, hic salta“ zuruft. Wir wollen ein wenig untersuchen, ob diese Klage begründet ist. Allerdings, so edel an und für sich der Beruf erscheint, die Leiden der Mit-

menschen zu beseitigen, abzukürzen oder wenigstens zu lindern, und so sehr er deßhalb geeignet ist, eine innere Befriedigung zu gewähren, so viele Schwierigkeiten treten dem besten Willen, zu helfen, in der Wirklichkeit entgegen. Zunächst beweist eine lange Erfahrung, daß von allen Berufsarten die ärztliche Thätigkeit zu den beschwerlichsten gehört, denn sie nimmt nicht bloß den Körper bei Tag und bei Nacht und oft über Gebühr in Anspruch, sondern sie versetzt auch Geist und Gemüth fortwährend in eine unruhige Spannung, verursacht durch die Schwere der Aufgabe, durch die Sympathie, die der Arzt den Kranken entgegenbringen muß, und ist es nicht gerade die letztere, die ihm oft wie mit einem Zauberschlage die Herzen gewinnt, während sein Wissen und Können sich der Beurtheilung der Welt vielfach entzieht? Als eine Folge dieser Anstrengungen ist die statistisch erhärtete Thatsache aufzufassen, daß die durchschnittliche Lebensdauer der Aerzte gegen die der Angehörigen anderer Berufsarten, wie der Geistlichen, Landwirthes u. s. w. bedeutend zurücksteht. Den Werth dieser Erfahrung will ich aber nicht zu hoch anschlagen, sondern gern dagegen das Citat des letzten hochgeehrten Vorredners wiederholen, womit er seine Rede über Lessing, diesem es entnehmend, geschlossen hat, nur möge eine kleine Modifikation erlaubt sein; ich möchte sagen:

Lange leben ist nicht viel leben, viel wirken ist viel leben.

Weit schwerer in die Waagschale fällt der Kampf, den der Arzt fortwährend mit dem Vorurtheil des Publikums zu bestehen hat. Es ist Etwas sehr Sonderbares, daß nicht bloß die große Volksmasse, sondern fast noch mehr die Gebildeten und unter ihnen nicht selten Personen von großer geistiger Bedeutung über die Functionen des menschlichen Körpers, über die Krankheiten und deren Heilbarkeit die wunderbarsten Vorstellungen nicht nur haben, sondern auch, und zwar oft mit einem hohen Grade von Sicherheit proklamiren, in Folge dessen an den Arzt die übertriebensten Anforderungen stellen, als ob er ein Halbgott wäre, und wenn er sie, wie so häufig, nicht erfüllen kann, in den entgegengesetzten Ibeengang verfallen, mit einem gewissen dem Menschen tief innewohnenden Glauben an das Wunderbare zu der Voraussetzung gelangen, daß statt des Arztes irgend Jemand, der nie-

mals Medicin studirt hat, von dem Baue und den Functionen des Leibes nicht die leiseste Vorstellung hat, noch viel weniger also einen Begriff davon haben kann, was eine Krankheit ist, ihre Beschwerden nicht nur richtig zu erkennen, sondern auch zu heilen im Stande wäre, kurz sich irgend einem Pfluscher in die Arme werfen. Dieser Kampf des Arztes mit der Pfluscherei ist gewiß so alt, wie das Menschengeschlecht; letztere findet in der Natur des Menschen einen zu empfänglichen Boden, als daß man an ihr Verschwinden auch in der fernsten Zukunft denken könnte, sie ist und bleibt deshalb ein Factor, mit dem der Arzt rechnen muß, und das Einzige, was er dagegen thun kann, ist, daß er durch seine überlegene Tüchtigkeit ihr einen möglichst breiten Damm entgegensetzt. Dabei ist allerdings zu beklagen, daß eine übereilte Gesetzgebung dieses Unwesen gewissermaßen sanctionirt hat; seitdem Jedem das Recht zuertheilt worden ist, zu kuriren, wie er mag, seitdem man den Arzt unter die Gewerbtreibenden, zu denen er nun und nimmermehr gehören kann, versetzt, und ihn von dem engeren Staatsverbande ganz abgelöst hat, seitdem ist seine Stellung eine viel schwierigere geworden, denn es sind ihm hierdurch eine Reihe von Mitteln entzogen, sich dem Publikum gegenüber, das, wie erwähnt, so wenig im Stande ist, ein richtiges Urtheil über seine Leistungsfähigkeit abzugeben, in das rechte Licht zu setzen, und es wird, ähnlich wie in Amerika, einer bedeutenden Verschärfung des Corpsgeistes, einer straffen Vereinigung der besseren Elemente bedürfen, um die unsauberen Geister in rigoroser Disciplin fern zu halten, und sich dadurch von ihnen abzuheben.

Den schwersten Kampf, und der bleibt Keinem erspart, hat aber der Arzt mit seinem eigenen Innern, mit seiner Ueberzeugung zu bestehen. Seine Kunst hat ihrer Natur nach etwas Schwankendes, seine Handlungsweise ist nicht durch ein Gesetzgebuch geregelt, das er nur aufzuschlagen braucht, um in jedem einzelnen Falle seine unfehlbare Richtschnur zu finden, und nicht nur die Geschichte der Medicin hat Epochen aufzuweisen, in denen man an der Möglichkeit, Krankheiten überhaupt zu heilen, gänzlich verzweifelte, und sich dem vollständigsten Nihilismus hingab, sondern noch täglich hört man die Frage aufwerfen, ob nicht eigentlich die Thätigkeit des Arztes, wenn man

offen die Wahrheit bekennen wolle, als eine höchst beschränkte, ja kaum nennenswerthe zu bezeichnen sei. Aus vollster Ueberzeugung glaube ich Ihnen, meine jungen Freunde, eine so pessimistische Anschauung als durchaus unrichtig und auf falschen Voraussetzungen beruhend hinstellen zu können, und ich kann Sie nicht eindringlich genug davor warnen, derartigen Vorstellungen Gehör zu schenken, denn sie sind nur geeignet, ihr Selbstvertrauen auf eine bedenkliche Weise zu untergraben.

Es ist noch nicht so lange her, daß dieser nihilistische Geist, den wir heute als vollkommen überwunden betrachten können, durch den Einfluß der Wiener Schule sich wie ein Mehlthau über die Medicin gelagert hatte, und ich erinnere mich nur zu wohl des beklagenswerthen Zustandes, in welchem diejenigen, die in eifrigem Wissensdrange nach der österreichischen Metropole gezogen waren, von dort zurückkehrten: mit Scepticismus gegen jegliche Therapie gesättigt, griffen sie, um nur wieder einen Halt zu gewinnen, zur Wasserbehandlung, zur Rademacher'schen Heilmethode, namentlich aber zur Homöopathie, die damals manche Anziehungskraft ausübte, weil sie wenigstens gegen die althergebrachte Verabfolgung von unsinnigen Medicamenten in schreckenerregender Quantität eine heilsame Reaction eröffnet hatte. Seitdem liegt eine Zeit schwerer rastloser, aber auch eminent erfolgreicher Arbeit hinter uns; sie hat sich auf alle Gebiete der Medicin erstreckt, und mit Stolz kann man sagen, daß die Betheiligung Deutschlands an derselben eine ganz hervorragende, ja in manchen Beziehungen völlig maßgebende gewesen ist; mit ihr hat die Ueberzeugung immer mehr Boden gewonnen, daß der eingeschlagene Weg mühsamer Detailforschung und exacten Experimentes auch für das Heilen segensreiche Früchte getragen; damit aber sind die Nebel des trostlosen Nihilismus geschwunden, damit nähern wir uns einer Zeit, wo die sprüchwörtlich gewordene Differenz in den Meinungen der Aerzte über die einzelnen Krankheitsfälle in immer engere Grenzen gebannt werden wird, und die vorher erwähnte Homöopathie muß täglich mehr an Boden verlieren, denn es ist gewiß bemerkenswerth und charakteristisch, daß sie an der bezeichneten geistigen Arbeit nicht den geringsten Antheil genommen hat, sondern ganz abseits stehend in Bezug auf Erkenntniß und Heilung von Krankheiten

sich von den Früchten der exacten Methode ernähren muß, und damit die Berechtigung ihrer Existenz vollständig eingebüßt hat.

Wie kommt es nun aber überhaupt, daß die Leistungsfähigkeit der Aerzte so vielfach verschiedener Beurtheilung unterliegt? Ich glaube, die wesentliche Ursache hievon ist in dem Umstande zu suchen, daß man von ihnen oft genug Dinge verlangt, die sie nicht leisten können. Da sich ihre Thätigkeit hauptsächlich auf die Behandlung gegebener Krankheitsprozesse richtet, denen sie als *ministri naturae* gegenüberstehen, so ist es gewiß nicht unrichtig, wenn behauptet wird, daß sie auf die Gesetze des Sterbens keinen nachweisbaren Einfluß ausüben, daß also, wenn sämtliche Aerzte plötzlich vom Erdboden verschwänden, darum im Allgemeinen nicht mehr Menschen zu Grunde gingen. Aber liegt darin ein Beweis für die Bedeutungslosigkeit derselben, wenn ihnen nachgewiesen wird, daß sie vergebens gegen die Unerbittlichkeit der Statistik ankämpfen?

Einige Beispiele mögen die Sache klarer stellen. Nach den Untersuchungen unseres verehrten Collegen Mayr zeichnet sich Bayern vor allen andern Ländern Deutschlands durch eine enorm hohe, förmlich an seinem Marktzehrende Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre aus; es wird darin höchstens von Württemberg, aber nur scheinbar übertroffen. Obgleich nun diese Calamität eine eigenthümliche geographische Verbreitung aufweist, und die größten Mortalitätsprocente besonders der bayerisch-schwäbischen Hochebene angehören, so hat doch nicht nachgewiesen werden können, daß es sich hier um ein unabwendbares, nur von tellurisch-kosmischen Einflüssen abhängiges Ereigniß handelt, sondern der Umstand, daß immer der Verdauungsapparat den hauptsächlichsten Herd der Erkrankungen, die das volkswirtschaftlich so überaus bedenkliche übergroße Sterben der Kinder veranlassen, abgiebt, führt im Gegentheile mit Sicherheit zu dem Schlusse, daß große in einem durch die Gewohnheit geheiligten Vorurtheile der Bevölkerung liegende Fehler in der Ernährungsweise derselben in erster Linie hierbei anzuklagen sind. Nun wäre es doch gewiß sehr verkehrt, wollte man, wie es wohl geschehen ist, die Aerzte für dieses Uebel verantwortlich machen, und von ihnen als Beweis ihrer Leistungsfähigkeit verlangen, daß sie das Mortalitätsprocent in kurzer Zeit verminderten.

Solchen Ereignissen gegenüber ist eben der Einzelne machtlos, und ein Menschenalter vereinten Wirkens vieler Kräfte reicht nicht aus, um auf derartige Schäden irgend einen bemerkenswerthen Einfluß auszuüben, wenn auch nicht angezweifelt werden kann, daß manches kindliche Leben in dieser gefährdeten Epoche durch ärztliche Kunst gerettet wird. Ich selbst besitze über diesen Gegenstand eine keineswegs sehr ermuthigende Erfahrung, da ich in den letzten 15 Jahren wohl über 1000 Hebammen, und zwar hauptsächlich in die Kreise mit der höchsten Kindersterblichkeit aus der Schule entlassen habe, denen allen bis zum Ueberdruß die Regeln einer zweckmäßigen Kinderernährung eingeprägt, und die alle zur Weiterverbreitung derselben auf das Eindringlichste ermahnt worden sind. Man sollte doch meinen, daß hierdurch irgend eine, wenn auch nur leise Verbesserung der hervor gehobenen Zustände erzielt worden wäre, aber man erfährt davon Nichts, sondern muß sich mit dem Gedanken bescheiden, daß es sich hier um Dinge handelt, die nur in größeren Zeitepochen einer Aenderung entgegengeführt werden können, denn daß dies wirklich möglich ist, beweist die Statistik anderer Länder z. B. Schwedens, wo die Kindersterblichkeit, wie die Arbeit von Mayr nachweist, gegen das vorige Jahrhundert erheblich abgenommen hat.

Ein anderes Beispiel könnte man unseren Erfahrungen aus der jüngst verflossenen Zeit entnehmen, wo allerdings das ärztliche Wissen und Können auf eine harte Probe gestellt worden ist. Wie könnt Ihr Euch, sagt man, Eurer Bedeutung rühmen, da Ihr doch dem Feinde, der der Hauptstadt so schmerzliche und nur langsam zur Verheilung kommenden Wunden geschlagen, da Ihr doch der Cholera nicht ein einziges Procent abzuringen im Stande gewesen seid, und in Bezug auf Entstehung und Verbreitung dieses bösen Gastes diesmal eine größere Rathlosigkeit an den Tag gelegt habt, als zu irgend einer Zeit. Habt Ihr nicht alle Theorien durchprobirt, um bei keiner stehen zu bleiben, und Euren Arzneischatz erschöpft, um Euch zu überzeugen, daß in den schweren Fällen keines der gerühmten Mittel eine verläßliche Wirkung entfaltet? Wenn eine solche Betrachtungsweise, wie sie oft genug angestellt worden ist, auch manches Wahre enthält, so ist sie doch von dem Vorwurfe der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit nicht frei zu sprechen, und

keineswegs geeignet, uns zu entmuthigen. Bei den Verheerungen von Volkskrankheiten haben sich die ärztlichen Kräfte im Allgemeinen noch immer als unzureichend erwiesen, während es ganz unstatthaft ist, zu läugnen, daß mancher Einzelne, wenn er nur zu rechter Zeit in ärztliche Behandlung getreten war und ganz unabhängig von der starren Mortalitätsstatistik, dem Tode entrissen worden ist, und überdies in seinem Leiden eine wesentliche Erleichterung erfahren hat. Den Massenerkrankungen gegenüber wissen wir längst, wie dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, wir müssen bei ihnen unsere Hoffnung auf einen jüngeren Zweig der medicinischen Wissenschaft setzen, der sich die Verhütung des Krankseins zur Aufgabe gestellt; mit hellleuchtender Fackel hat uns die Hygiene schon durch manches Dunkel geführt, und die glänzende Zukunft, die man ihr zusprechen muß, läßt für die Vermuthung Raum, daß es ihr vielleicht gelingen wird, den Eintritt von Epidemien zu verhindern, oder sie doch wenigstens auf ein geringeres Maß, als das bisherige, zu beschränken.

Wenn nach dem Gesagten, und wir könnten die Beispiele vielfach vermehren, welche zeigen, daß oft an den Arzt übertriebene, ja unlösbare Aufgaben gestellt werden, der Kampf mit der eigenen Ueberzeugung dahin ausfallen muß, daß für den, welcher durch das Mögliche zu befriedigen ist, die Ueberzeugung von dem therapeutischen Können auf gutem Grunde ruht, will ich zum Schlusse einer Gefahr gedenken, welche in neuester Zeit dem ärztlichen Stande droht, und die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, nicht mindert, ich meine, daß er in Concurrrenz treten müßte mit den Frauen. Die Frage, ob das Studium und die Ausübung der Medicin auch dem weiblichen Geschlechte zu gestatten sei, ist von so vielen Seiten beleuchtet worden, namentlich hat ein hochverehrtes Mitglied unserer Facultät so vieles zur Klärung derselben beigetragen, daß ich mich auf kurze Andeutungen beschränken kann. An und für sich hat der Gedanke unleugbar Etwas Bestechendes, daß auch das Weib an dem Heilen menschlicher Gebrechen Theil nehmen soll, denn ihre Natur weist sie auf Nächstenliebe, Opferwilligkeit und Ausübung von Werken der Barmherzigkeit hin, auf Dinge, die mit der ärztlichen Thätigkeit in engem Zusammenhange stehen, und wer wird

nicht zugeben, daß gerade die weibliche Krankenpflege die schönsten Blüthen echter Humanität aufzuweisen hat, aber wenn man der Sache näher tritt, so überzeugt man sich leicht von dem großen Unterschiede, der zwischen Krankenpflege und Ausübung der ärztlichen Kunst besteht, und man wird der Frau einen Wirkungskreis nicht eröffnen wollen, den sie auszufüllen niemals im Stande sein kann. Ich leugne im Allgemeinen durchaus, daß das Weib seiner inneren Anlage nach zu Allem befähigt ist, was der Mann erlernen und ergreifen kann, daß dasselbe aber durch eine gleichmäßige, vieltausendjährige Unterdrückung in der Entwicklung dieser Fähigkeit gehemmt wurde, denn niemals wird der Beweis dafür erbracht werden können, daß sich ursprünglich in gleicher Stärke vorhandene körperliche und geistige Anlagen auf die supponirte ungeheuerliche Weise an ihrer Entfaltung haben verhindern lassen, ich halte vielmehr in einer gegebenen Differenz in den Anlagen des männlichen und weiblichen Geschlechtes fest, welche bewirkt, daß beide auf verschiedene Sphären menschlicher Thätigkeit angewiesen sind, und daß eine weitausgreifende Grenzüberschreitung der Frauen über das ihnen zugetheilte Gebiet für sie nur von den nachtheiligsten Folgen sein muß, und dem Allgemeinen keinen Nutzen bringen kann. Will man von der entgegengesetzten Ansicht ausgehen, so wird man nicht umhin können, ihr Studium und die Vorbereitung dazu genau so einzurichten, wie es bei dem männlichen Geschlechte der Brauch ist, man wird sie gerade in den Jahren, wo ihr Körper seine eigenthümlichen Entwicklungen durchmacht, und deshalb einer besonderen Schonung bedarf, auf die Gymnasialbänke verweisen, damit sie ihre humanistischen Studien betreiben, man wird ihnen Nichts von dem schweren medicinischen Unterrichte ersparen können, und sie schließlich der Praxis übergeben, die sich immer mehr oder weniger auf die Behandlung des weiblichen Geschlechtes und der Kinder beschränken wird, an deren Ausübung sie alsdann durch ihre Natur vielfach gehindert sind, und welche durch die mit ihr verbundene geistige und somatische Anstrengung ihre Kräfte vor der Zeit aufreiben muß, man wird unnatürliche Zwitterwesen erziehen, die nicht einmal ihrem Berufe principiell angehören, sondern ihn eventuell aufgeben, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird, in ihre natürliche Sphäre zurückzukehren. Mit diesem abweisenden

Urtheile steht die Frage in gar keinem Zusammenhange, ob der Wirkungskreis der Frauen im Allgemeinen nicht um ein Bedeutendes erweitert werden könne; das soll durchaus nicht in Abrede gestellt, kann aber hier nicht weiter erörtert werden; was ich von der Hand weise, ist nur, daß die Frauen Aerzte werden.

Hiermit habe ich meine Skizze vollendet, ich habe keine oratio pro domo gehalten, sondern nur von Dingen sprechen wollen, die ich zu verstehen glaube, und ich hoffe, daß mir auch die Kommilitonen anderer Facultäten mit dem Interesse gefolgt sind, das ich bei meinen näheren Freunden voraussetze. Wenn ich bemüht gewesen bin, das Selbstvertrauen derselben zu stärken, indem ich sie auf den innern Werth ihres Berufes hingewiesen habe, so können meine Worte mit leichter Mühe auf andere Thätigkeiten übertragen werden; auch sie haben ihre Licht- und Schattenseiten: auf der ersteren sieht man große Ziele, würdig mit aller Manneskraft danach zu ringen, auf der andern äußere und innere Kämpfe, die den Weg dorthin dornenvoll genug erscheinen lassen; hier wie überall kann nur der ideale Sinn, der auf der Universität seine rechte Pflanzstätte haben und ein steter Begleiter durch das Leben bleiben soll, die wahre Ausgleichung zu Stande bringen, und wenn ich zum Schlusse den Medicinern dazu Glück wünsche, daß sie einem Stande angehören werden, dessen innerstes Wesen sich gegenüber einer harten, egoistischen und nach Glücksgütern jagenden Zeit, in der Ausübung wahrer Humanität glänzend darthun kann, rufe ich allen Studirenden zu: Halten sie fest an dem idealen Sinne, denn nur er kann in Zusammenhang mit treuer Pflichterfüllung die innere Befriedigung gewähren, die für die Erfüllung der Lebensaufgaben so unentbehrlich ist.

---

